

Von der Stille zwischen den Sternen

Grabrede für Martin Pollack / Von Christoph Ransmayr

Ich erinnere mich an kalte schwarze Leitungsrohre und an einen kalten schwarzen Heizkörper in einem kalten Hotelzimmer in Przemyśl in der Woiwodschaft Podkarpackie an der ukrainisch-polnischen Grenze. Selbst durch das geschlossene Fenster war das Krachen berstender Eisschollen auf dem San zu hören, einem lichtlosen schwarzen Fluß, der die Stadt in zwei ungleiche Hälften teilte: Eisgang. Dabei hatte der Frühling aus astronomischer Sicht längst begonnen.

Auf dem Flur hörte ich Martin mit einem Hausknecht zuerst auf Polnisch, dann auf Ukrainisch die Frage besprechen, ob an diesem Tag wohl noch heißes oder wenigstens lauwarmes Wasser zu erwarten sei. Dann hörte ich beide lachen.

Wir waren an diesem Tag auf Umwegen, vereisten, manchmal schneeverwehten Straßen, deren Schlaglöcher so tief waren, daß man zur Warnung kahle Christbäume in diese Fallen gesteckt hatte, aus der ukrainischen Oblast Lviv in den äußersten Südosten Polens gefahren, um auf unserem Weg zu den Massengräbern, Schlachtfeldern und Ruinen der Konzentrationslager einer weder hier noch sonst wo in Europa für immer überwundenen Barbarei die Kulisse einer vergessenen Utopie zu durchwandern: Przemyśl.

Angeregt von Martin und vom Rückenwind aus seinen Archiven und seinem grenzenlos erscheinenden Wissen über die Geschichte und Kultur Osteuropas geradezu beflügelt, hatte ich im vorangegangenen Herbst ein kurzes „Mitteleuropäisches Lehrstück“ geschrieben, das von jener „Freien Republik Przemyśl“ handelte, die am Allerheiligentag des Jahres 1918, während die vom Haus Habsburg in den Abgrund geführte Donaumonarchie in Schutt und Asche fiel, von einem sozialdemokratischen Advokaten namens Lieberman ausgerufen worden war.

Diese Republik würde zum Beispiel und Sinnbild für Europa werden, hatte der Advokat in einer Rede auf dem von Fackeln umtanzten Ringplatz der Stadt gehofft: Die Monarchie habe ihre slawische Majorität verleugnet und an die Stelle einer friedlichen Gemeinsamkeit der Völker nur die schäbige Pyramide der Nationen gesetzt, an deren Spitze das sogenannte „Staatsvolk“ thronte – die Deutschen. Aber nun sei es an den Nachgeborenen, aus den Trümmern dieses Reiches ein neues Europa zusammenzufügen, das den Krieg als die Folge nationalistischen Ungeistes erfahren hatte und fortan ohne einen dynastischen Käfig zu seiner Einheit finden würde.

Und, hatte mich Martin in jenem Herbst unseres ersten Gesprächs über das „Wunder von Przemyśl“ über dem aufgeschlagenen Jahrgang einer Tageszeitung aus jenen Tagen lächelnd gefragt: Und? Was ist geschehen?

Die Freie Republik Przemyśl überstand die Nacht vom Allerheiligen- auf den Allerseelentag des Jahres 1918 nicht. Noch vor Anbruch ihres ersten Tages drängten aus allen Dörfern ukrainische Bauern, Landarbeiter und Handwerker in die Stadt – Nationalisten aus Wirotshko und Jaksmanytschi, aus Posdjatsch, Stanyslawtschyk und Kormanytschi, die bewaffnet und unbewaffnet über Przemyśl herfielen und gegen den Vielvölkerstaat Einspruch erhoben: Przemyśl - "Peremyschl!" - sei doch immer ukrainisch gewesen. Und Peremyschl werde immer ukrainisch bleiben.

Das Ende des Kampfes um die Freie Republik war absehbar wie das Ende aller Kämpfe um die Utopie: Selbstverständlich duldeten auch die Polen nicht, daß Przemyśl unter ukrainische Herrschaft kam. Nach zwei Wochen wachsender Verwirrung und täglichen Schlägereien zwischen den nationalen Lagern drangen polnische Truppen unter dem Kommando eines Generals namens Rój in die Stadt ein und prügeln die Ukrainer in ihre Dörfer zurück. Auf der

Szajbówka-Heide und am Franz-Josephs-Kai am Ufer des San fielen auch Schüsse. Aber zu Tode kam nur ein Mann. Es war der polnische Jude Ludwik Uiberall, den ein Bauer aus Balytschi, der sein mit Flußsand beladenes Ochsengepann über eine Schotterbank an den Franz-Josephs-Kai heranzuführte, nach zwei kurz aufeinanderfolgenden Schüssen auf das Gesicht fallen sah.

Warmes Wasser gab es in dieser schwarzen Frühlingsnacht in Przemyśl jedenfalls nicht, aber als Martin und ich gemeinsam mit Thaddaeusz, dem Hausknecht des Hotels, um einen gußeisernen Holzofen saßen, der notdürftig erwärmte, was anderswo vielleicht „Lobby“ geheißen hätte, wurde der Sog von Martins Erinnerungen an die Geschichte der Stadt einmal mehr so unwiderstehlich, daß ich unmerklich aus der Gegenwart unserer Frühlingsreise zurückglitt in eine übermächtige Vergangenheit. Und möglicherweise bestärkte uns diese Nacht am eisknirschenden Ufer des San auch in unserer Entscheidung, künftig zumindest einen Teil unserer Erzählarbeit gemeinsam fortzusetzen.

Und so wurde der in den Hügeln des südlichen Burgenlandes gelegene Bauernhof Martins für uns beide immer wieder zum Ausgangspunkt von Expeditionen in den tiefen Osten Europas. Obwohl nur die Grenzen Ungarns und Sloweniens in bequem erreichbarer Nähe des Hofes lagen, machten wir uns durch ein nach Süden offenes Hoftor immer wieder auf den Weg in die Wälder und Berge Polens, der Ukraine oder Rußlands und zu den überwucherten Schlachtfeldern, Massengräbern und Lagerruinen, die jene Barbaren hinterlassen hatten, deren Kinder und Erben in der Gegenwart – ohne Einsicht und ohne eine Regung des Mitleids mit dem unsäglichen Leid und dem Tod der Abermillionen Opfer ihrer Geistesväter – wieder auf europäischen Regierungsbänken Platz nehmen dürfen.

Während im Innenhof Schnee in großen Flocken oder Dauerregen fiel oder durch sommerlich offen stehende Fenster abendlicher Amselgesang zu hören war und von uns aufgeschreckte Rehe in jenes bellende Gebrüll verfielen, das in der Sprache der Jäger „Schrecken“ heißt, stapften wir in Martins Bibliothek schreibend, erzählend durch das hüfthohe Gras unserer Vorstellung und durch verschneite Sümpfe, durch niedergebrannte oder im Artillerie- und Bombenfeuer versunkene Städte, erreichten von Weihrauch umflorte Wallfahrtsorte und die Reviere von Steppenwölfen im polnischen Bieszczady-Gebirge.

Natürlich hatten wir die Orte unserer Erzählungen auch tatsächlich durchwandert, durchfahren, vermessen, aber was immer wir unterwegs erfahren hatten, wurde auf eine überwältigende Art und noch einmal lebendig, wenn wir, über eine Schreibmaschine gebeugt, deren Tastatur wir abwechselnd bedienten, das Gesehene, Bezeugte, zur Sprache brachten.

Martin ist bis zum heutigen Tag der einzige Mensch für mich geblieben, mit dem das unter Autoren oft für unmöglich Gehaltene möglich wurde: gemeinsames Schreiben, gemeinsames Formulieren, das am Ende zu Erzählungen führte – für Verlage, Zeitschriften wie „Geo“ oder das elegante „TransAtlantik“ unseres gemeinsamen Freundes Hans Magnus Enzensberger. Erzählen, das weder ganz Martins, noch ganz meinem Ton und Duktus entsprach, sondern zum Ausdruck wurde von etwas Seltsamem, Unerhörtem – einer dritten Stimme. Manchmal löste sich diese Stimme sogar von uns und begann ihrerseits zu erzählen, weiterzuerzählen, während wir verstummten.

Dabei wurden, wenn wir uns in Zügen oder auf tagelangen Autofahrten den geographischen Koordinaten unserer Geschichten näherten, die dabei gesammelten Bilder und Töne oft erst dann unverwechselbar, wenn wir wieder an den Schreibtisch in Martins Hof zurückkehrten. Aber dort geschah auch das: Manchmal schienen selbst die „kontaminierten“ blutgetränkten Landschaften der historischen Erinnerung für Stunden oder Tage etwas von ihrem Schrecken zu verlieren. Wenn wir beispielsweise zur Zeit der fröhsommerlichen Krötenwanderungen spätabends von den Kellergassen an der ungarischen oder slowenischen Grenze

zurückkehrten und dabei die Straße querende Kröten auflasen, um sie, wenn auch nur durch Umsiedlung, vor dem Verkehrstod zu retten. Martin fuhr dann behutsam wie der Chauffeur eines Krankentransports, und ich hielt den Deckel des Handschuhfachs des Wagens, in dem wir Wanderer in Gewahrsam genommen hatten, einen Spalt offen, der den Geretteten genug Luft ließ, ihnen aber auch erlaubte, mit ihren gefleckten Armen und Fingerchen ins Leere zu greifen. Das Handschuhfach wirkte so wie ein Kellerfenster der Unterwelt, aus dem sich die in ihr Gefangenen ins Leben zurückstreckten und mit erhobenen Ärmchen jene zweite Chance erflehten, die ihnen unter den Obstbäumen um Martins Hof dann auch gewährt wurde.

Nein, Martin warf bei all seinem Verständnis für das Menschenmögliche und seiner Liebe zu den Menschen seines Lebens weder jemals mit Kußhänden um sich, noch verstrickte er seine nächste Umgebung in standardisierte Umarmungen. Die eindrucksvollste Vielfalt von Kosenamen, die ich in den mehr als vierzig Jahren unserer Freundschaft von ihm gehört habe, galt jenen Tieren, mit denen er sich nach seinem Verständnis seinen Hof, seine Streuwiesen und seinen Obstgarten nicht bloß teilte, sondern all das mit ihnen gemeinsam „bewohnte“. Er erkannte die Gesänge und Rufe „seiner“ Singvögel meist schon an den ersten Tonfolgen, kannte die zauberhaften Muster und Farben ihrer Federkleider und ihre Flugbilder und verhandelte flüsternd mit Maulwürfen oder bei ihm Zuflucht vor dem Frost suchenden Igel. Und ich habe ihn auf einem Mauervorsprung der Hofeinfahrt selbst Hornissen füttern sehen.

Bei allen Abgründen der Barbarei und der Grausamkeit des bis in die Finsternis seiner eigenen Familiengeschichte hinabreichenden und im Europa der Gegenwart von neuem aufsteigenden Ungeistes, gegen den Martin in Büchern, Reden und Essays seine Stimme erhob, habe ich doch mit nur wenigen Menschen meines Lebens so viel gelacht wie mit ihm. Unvergeßlich eine wütende Debatte auf einer Jubiläumsveranstaltung der Zeitschrift „TransAtlantik“, auf der eine leidenschaftliche Auseinandersetzung über stalinistische Lager beinahe zu einer Rauferei geführt hätte.

Unser betrunkenen Widersacher von damals, ein Prediger der Diktatur des Proletariats, hatte uns tatsächlich bereits Ohrfeigen angedroht, als Martin ihn fast mitleidig betrachtete und schließlich fragte, ob ihm denn an diesem Morgen nicht aufgefallen sei, daß er zwei völlig verschiedene Socken übergestreift hätte. Im Gelächter der Runde blickte der Mann an sich hinunter: Seine Socken waren nicht nur von greller Verschiedenfarbigkeit, sondern auch verschieden lang und völlig unterschiedlich gemustert. Wir taufte die Fußbekleidung noch vor Ort und ganz in der Tradition der chinesischen Tang-Dynastie „Socken der himmlischen Heiterkeit“.

Und nun der Tod. Ich durfte Martins letzte Lebenstage gemeinsam mit seiner ihn lebenslang liebenden und von ihm lebenslang geliebten Frau Ingrid und seinem Sohn Jakob an seinem Bett in der mit großer Menschlichkeit geführten Palliativstation der Wiener Universitätsklinik verbringen. Auch wenn Schmerzmittel von narkotischer Kraft seine gewohnten klaren Sätze und Gedanken manchmal ins Träumerische entrückten, blieb Martin doch gegenwärtig, manchmal sogar heiter, bis er zwei Tage vor seinem Tod das Bewußtsein verlor und sein Leben nur noch aus tiefen Atemzügen zu bestehen schien. In den lang und länger werdenden Pausen seines Atmens kündigte sich bereits jene Stille spürbar, die ihn - und uns - erwartete.

Haltet ihn doch nicht so fest, mahnte Ingrid uns manchmal, wenn wir - Jakob am linken, ich am rechten Bettrand - seine Hand hielten. Haltet ihn nicht so fest. Er mag das nicht!

Gewiß. Das wußten wir und erkannten, daß wir ihn nicht hielten, sondern uns an ihm festhielten. Wir wollten nicht, daß er ging. Wir fürchteten uns davor.

Irgendwann, in einem seltsam tröstlichen Augenblick, hob Martin den Kopf und sagte sehr leise, aber in großer, vertrauter Klarheit: Ich muß gehen. Und nahm nun meine Hand und hielt sie lange und sagte dann: Wie gut, deine Hand zu halten. Und fügte nach einer langen Atempause hinzu: Es ist ein schöner Abschied.

Die Worte eines Sterbenden sind wohl kostbarer als vieles, was im Lauf eines Lebens zu hören ist, weil in der nachfolgenden Stille alles zur Erinnerung wird. Aber mir erschien diese Stille nicht als die eines Krankenzimmers, vor dessen Fenster groß und grau unsere Stadt in der Tiefe lag, sondern als die grenzenlose, bis ans Ende der Zeit reichende Lautlosigkeit, die den Sternenraum erfüllt: die Stille zwischen Abermilliarden von Sternen, in der selbst Spiralgalaxien geräuschlos kollidieren, weil das luft- und atemlose Universum keine Schallwellen aussendet, sondern nur Wellen des Lichts.

Und in dieser unendlichen Stille höre ich Martins Stimme, höre sein Lachen, versuche, die Kosenamen zu zählen, die er den Tieren seines Gartens zuflüstert, höre seine Sätze. Höre ihn, bis mein eigenes Gedächtnis erlischt.

Christoph Ransmayr hielt diese Rede am vergangenen Donnerstag anlässlich der Trauerfeier für seinen Freund, den vor zwei Wochen verstorbenen österreichischen Publizisten Martin Pollack, in der Feuerhalle des Wiener Zentralfriedhofs.

Alle Rechte vorbehalten © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main

Vervielfältigungs- und Nutzungsrechte für F.A.Z.-Inhalte erwerben Sie auf www.faz-rechte.de